



Abend.

Zeitung.

283.

Dienstag, am 26. November 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Sell).

Der Dichter ist kein Fremdling auf der Erde!

(Sendschreiben an Emil Reiniger.)

(Siehe Nr. 245.)

Was klagst Du, Freund? — Was Dir das Herz erhebt,
Der Phantasie unendlich reiches Walten,
Ist nicht blos Tand; die schönste Wahrheit lebt
In Dichters Brust, will himmlisch sich entfalten.
Das Leben ist an Freuden ja so reich,
Der Dichter ist ihr freundlicher Gefährte;
Er huldigt ihr mit Herz und Hand zugleich:
„Der Dichter ist kein Fremdling auf der Erde!“

Sein Lied erschallt; zu frohem Spiel und Tanz
Ruft es die Schaar der muntern Charitinnen;
Die Liebe bietet ihm den schönsten Kranz,
Das Schönste kann er sich im Flug gewinnen. —
Durch Berg und Thal erschallt sein Freiheits-Sang.
Das Volk steht auf! Wer war's, der es bewehrte?
Des Dichters Lied beschwor den heil'gen Drang:
„Der Dichter ist kein Fremdling auf der Erde!“

Als Mäonide schickt er seinen Ruf
Von Volk zu Volk, an alle Nationen;
Das Ideal, das er im Geist sich schuf,
Rehrt bei ihm ein; es will auf Erden wohnen. —
Die Schäf'rin, opfert ihm den schönsten Strauß,
Und singt sein Lied zum Schutz der kleinen Heerde;
Sein Ruhm durchfliegt die Welt mit Sturmgebraus:
„Der Dichter ist kein Fremdling auf der Erde!“

So weit sein trunk'nes Aug' den Himmel küßt,
Überall steht seines Namens Ehre
Nicht mehr als Bild der Phantasie begrüßt
Schiffst Dichters Walten auf dem Lebensmeere.

Der Geist der Wahrheit leitet seinen Blick
Wie an Propheten er sich einst bewährte,
So führt er ihn den Pfad zu Ruhm und Glück:
„Der Dichter ist kein Fremdling auf der Erde!“

D'rum, Freund! getrost! Des Dichters heilig Lied
Wird stets auf Erden freundlich wiederhallen;
Die Himmelsgabe, die ihm Gott beschied,
Muß frommen Herzen ewiglich gefallen.
Und mit dem Lorbeer schmückt ein dankbar Herz,
Dem Trost sein Lied und frohen Muth gewährte,
Sein irdisch Grab und singt im Wehmuthschmerz:
„Der Dichter ist kein Fremdling auf der Erde!“

Deloniz.

G. Jahn.

Italienische Studien.

(Beschluß.)

Im sechszehnten Jahrhunderte sang Torquato Tasso, entflammt von Begeisterung, Jugend und Liebe, sein herrliches Lied vom befreiten Jerusalem. Wenige Dichterwerke sind so tief gedacht und so fleißig ausgeführt worden. Tasso's Gedicht ist vielleicht weniger eigenthümlich als die seiner Vorgänger; Homer's und Virgil's Abbild ist darin nicht zu verkennen, Tasso verstand jedoch die aus ihnen geschöpften Studien auf glückliche Weise der christlichen Zeit anzupassen. Ich möchte sein Gedicht einen romantischen Reflex der Iliade nennen. Auch in Gerusalemme liberata handelt es sich um Eroberung einer Stadt; Bouillon ist Agamemnon, Rinaldo — Achill, Tancredi — Ajax Telamoniüs; statt der einen Helena, erschien hier Clotilda und Armida, auch Erminia; und

selbst die Bildwerke am Schilde des Achilleus finden in der Beschreibung von den Waffen Rinaldo's und von den Pforten an Armida's Palaste ihren Gegensatz. Die heidnische Armida hält Rinaldo in ihren süßten Banden, von einem Heldenarme hängt gleichwohl der Fortgang des Kreuzzuges ab. Und wie weise ordnet Tasso Alles nicht nur im Hauptgange des Gedichtes, sondern auch in den Episoden. Armida ist glühend und stolz, Erminia sehnsüchtig; er bereitet keiner von Beiden ein herbes Loos: der Leser kann nach dem Bedürfnisse seines Herzens für Beide noch das Beste hoffen. Der Geist christlicher Romantik schwebt über dem ganzen Gedichte. Homeros arbeitete in farblosem Marmor, in parischem; gewaltig und groß springen seine Göttergestalten aus dem Steine, seine Heroen reifen der Apotheose zu. In einfach erhabenen Gruppen legt er ihre Thaten auseinander. Tasso malt; jede Gestalt hat helle, bedeutungsvolle Farben; was an der individuellen Faßlichkeit, am Gevierten mangelt, ersetzt der genaue Auftrag der Lokaltinten. Statt des einfachen Piedestals wählt er einen hebenden Hintergrund.

Der zwölfte Gesang ist unsäglich schön. Tancredi tödtet im nächtlichen Zweikampfe unwissentlich seine heidnische Geliebte, die amazonenhafte Clorinda, bei ihr war bisher Liebe und Haß im Streite, jetzt aber wird ihr die Liebe klar, sie liebt ihn unendlich, sterbend verzeiht sie ihm und bittet auch ihn um Vergebung. Er möge sie taufen und für sie beten. Eine vorausgehende herrliche Episode erzählt Clorinda's Geburt: sie stammt von christlichen Aeltern. Tancredi tauft die Sterbende. Er wird schwer verwundet und sie todt in's christliche Lager getragen. Seine Klagen sind unermesslich.

Dunque vivrò tra memorandi esempi
Misero mostro d'infelice amore!

Er sieht die theure Leiche, und vergeht vor Schmerz, als er die von ihm selbst geschlagene Wunde erblickt. Ihr blaßes Antlitz gleicht dem nächtlichen Himmel, der noch heiter ist, doch ohne Glanz. Aber im Traume erscheint ihm Clorinde, umgürtet mit gestirntem Kleide —

Bella asstai più, ma lo splendor celeste
Orna, e non toglie la notizia antica . . .

So mußte eine Liebe enden, die diesseits durchaus nicht gedeihen konnte: der Himmel nahm sie auf. Das Schicksal und die poetische Gerechtigkeit verstehen sich auf solche Schlichtung.

Tasso mußte die wollüstige Schönheit Italiens kennen, um den Garten Armida's so schildern zu können, wie es ihm gelungen ist. Wie rührend und schön tönt in diesem Haine das Lied des Zaubervogels von der Rose, die die Jugend und die Liebe ist, und so schnell verblüht.

In diesem Garten liegt der christliche Held im Schooße der reizenden, heidnischen Zauberin. Sie neigt sich lächelnd über ihn, und er seufzt so tief vor Wonne und Sehnsucht, als wollte seine Seele sich in Armida überstürzen. Aber die zwei Abgesandten des christlichen Heeres wissen ihn gleichwohl aus ihren Armen zu reißen. Armer Rinaldo! solchen Zauber löseten sie Dir! Armida jammert, erschüttert nimmt er Abschied, endlich bricht sie in Wuth und Drohungen aus; er beharrt auf seinem Entschlusse. Armida wollte ihn nicht nur dem Unternehmen des Kreuzzuges entziehen, sie liebte ihn wirklich. Als er sich losreißt, wird sie ohnmächtig. Rinaldo weint, aber der Himmel mißgönnt ihr sogar die Tröstung seine bitteren Thränen zu sehen. Ihre Augen sind geschlossen. Endlich erwacht sie, Rinaldo ist fort; sie hält ihn für völlig kalt und grausam. Sie schwört ihm Rache: wer ihn erlegt, dem verspricht sie sich zum Lohne. Sie selbst tritt ihm in der Schlacht entgegen, sie schleudert Wuthentbrannt ihre Pfeile gegen Rinaldo, aber wie sie fliegen, da zittert sie wieder, daß Einer wirklich den noch immer Geliebten treffen möchte. Rinaldo erschlägt all' ihre neuen Ritter; aber nie vergißt er, daß er selbst ein Mal geschworen hat ihr Ritter zu sein. Trostlos flieht sie endlich, am Hasse wie an der Liebe verzweifelnd. Er trifft sie im Haine, wo sie sich ermorden will, und rettet sie. Wie schön verflingt diese Stelle in Armida's Worten:

Ecco l'ancella tua: d'essa a tuo senno
Dispon (gli disse) e le sia legge e cenno!

Am Schlusse wird Jerusalem befreit, und nach herrlichen Thaten und prächtigen Abenteuern ist das Werk wie billig geendet.

Aber muß uns nicht nothwendiger Weise Erstaunen ergreifen, daß schon vor so vielen Jahrhunderten das neue Italien so weit fortgebildet war. Allerdings trat dort seitdem in vielen Fächern und insbesondere in der Dichtkunst ein seltsamer Stillstand ein, dessen Ende erst die neuesten Bestrebungen erwarten lassen.

Sollte man gleichwohl den eben besprochenen Meisterwerken einen Vorwurf machen, so träte er zugleich die ganze italienische Poesie und bestände darin, daß die vielen Zusammenziehungen, ja gerade die zu große Sucht nach Weichheit manchmal zu Härten führt, und daß die Silben für den wälschen Vers gezählt, aber nicht gemessen worden. Die feste meist unveränderliche Silbenlänge griechischer und lateinischer Worte giebt dem Rhythmus dieser Sprachen eine überlegene Sicherheit, Klarheit und Reinheit. Das schwankende, häufig nur auf dem Sinne des Satzes beruhende Silbenmaaß der Deutschen kann diese Vorzüge nicht erreichen, und unsere Verse erscheinen

daher beinahe barbarisch. Aber der eben bemerkte Grundsatz der italienischen Prosodie scheint wenigstens der Theorie einen noch niedrigeren Standpunkt, als ihn die Deutsche inne hat, anzuweisen. In der Praxis ist dieser Mangel minder bemerkbar, da der italienische Dichter seine gezählten Silben noch einmal nach dem Ohre mißt, und italienische Ohren den Instinkt des Wohllauts besitzen. Aber wie sehr überhaupt ist der Italiener (doch minder als der Lateiner) durch das Befugniß begünstigt, die Worte seines Satzes vielfach zu versetzen, und wie noch mehr dadurch, daß die italienische Sprache fast nur zwanzig beliebte Wortausgänge hat. Die Reime strömen ihm zu, und sind bei den wenigen Tonnuancen der italienischen Aussprache, bei einfacherer Orthographie fast durchaus reine Reime. Der deutsche Poet arbeitet dagegen im Schweiße seines Angesichts.

Büchervissenschaft und Lebenserfahrung müssen gleichmäßig, einander unterstützend vorwärtsschreiten; der Acker des Geistes bedarf einer vielfältigen, zweckmäßigen Bewebung und Aussaat. Aber auch das Gefühl kommt bei solchen Bestrebungen in Wissenschaft und Kunst nicht zu kurz; es wächst und veredelt sich mit den Fortschritten, die wir in Beiden machen. Das Gefühl steht nicht im Widerspruch mit dem höchsten Ziele des Daseins, es ist vielmehr auf dasselbe gegründet, seine Vollendung und sein Glück davon abhängig. Das Gefühl wirft einen verklärenden Glanz auf das Leben; durch die Schönheiten der Natur, durch die Wunder der Kunst und zwischen der ernstesten Linie der Wissenschaft wandelt es als stiller segnender Engel, dessen stille Gegenwart jedes Bestreben gedeihen läßt, unter dessen Schritten sich der Rasen mit Blumen bedeckt.

Und wer könnte in Italien der Liebe vergessen — und wenn auch nur einer künftigen oder gebrochenen?! Sind Wälschlands Fluren nicht so unendlich schön, daß das Bedürfniß nach Glück dort lebhafter wird als irgendwo? Ist seine Meerfluth, sein Himmel nicht so sehnsüchtig blau, daß sie zu seligen Thränen rühren, — welches junge Herz kann den Duft der Drangenblüthen, der azaha glauca einathmen, ohne in Schauern der Liebe zu beben, — einer wirklichen oder geahnten? Wie glücklich verlangt der Mensch unter diesen Nachtigallgebüsch zu sein, wie berechtigt zur Liebe fühlt er sich unter diesen blühenden Myrthenlaub! Da erwacht jede vergessene Klage der Sehnsucht, verlorne Erinnerungen tauchen wieder empor und wie fata morgana ziehen die alten Bilder der Liebe in goldenen Nebeln. Die Sehnsucht nach Glück ist so schuldlos und erhaben als irgend ein ewiger Trieb in unserm Herzen, — aber nur die Liebe könnte den Menschen

so selig machen, um eine würdige Staffage hesperischer Fluren zu sein.

Neapel ist der Brennpunkt dieser Schönheiten: klare Lüfte zittern über dem Posilippo und der abendrothen Fluth und draußen liegt die reizende Inselgruppe von Capri, Ischia und Procida; der Vesuv mit seinem ewigen Rauche, den die untergehende Sonne feuerroth färbt, ist der magische Hintergrund der entzückenden Scene.

Kann man dich aber auch ungerührt sehen, schöne, wunderbare Parthenope? Streckt nicht selbst der alte Oceanos seine blauen Arme sehnsüchtig nach dir aus, und sendet dir nicht auch der Hades seine liebeglühenden Grüße aus dem Krater des Feuerbergs? Du aber kümmerst dich wenig um die greisen Götter, und liebäugelst mit dem heitern Genius der Gegenwart. Deine Straßen sind mit tausendjährigen Lavablöcken ausgelegt, doch das leichtfertigste Mädchen, der jüngste Lazaroni ist dir lieber als der classische Mober der Vergangenheit. Du schmückst dich immer neu und heiter mit blühendem Oleander, mit goldenen Drangen, mit Blumen und Flitterwerk und mit der lebendigen Perlschnur schöner Gestalten. Dein Stolz ist und bleibt die herrliche Straße Toledo, der Mittelpunkt deines Lebens, das Herz deines Daseins. Selbst der Wanderer aus Norden, der diese Fest- und Prunkgasse sieht, muß in den Jubel des echt Neapolitaners einstimmen:

Vedi Napoli e poi muori!

Paläste drängen sich eine halbe Stunde lang zu beiden Seiten an einander, die Erdgeschosse bilden einen glänzenden Bazar. Was die Mode und der Luxus erfand, wird hier in geschmackvoller Vertheilung ausgebaut, und darüber hebt sich die schlanke, prächtige Säule, und die heitere Kuppel schwebt in sicherer Freiheit. Dreißig Fuß beträgt die Breite der Straße Toledo, aber doch vermag sie kaum das Gewühl drängender und eilender Menschen zu fassen, die alle sich in ihrem Raume umhertreiben wollen. Wenn man sich hier glücklich durchgearbeitet hat, kommt man am königlichen Palaste vorüber auf den weniger bestürmten Kai und zu dem herrlichen Spaziergange Villa reale. Hier in den weitläufigen Gartenanlagen findet die Lust des Volkes hinlänglich Raum und Stoff. Schwaaren, kühles Getränke, Palmenfächer und tausend Kleinigkeiten werden hier ausgebaut. Ein altes Weib rührt die goldene Polenta, und schneidet bald darauf für einen Cavallo noch rauchende Scheiben; um dieselbe Münze erhält man daneben ein purpurnes Stück der kühlen Anagnur; aber der Dampf des Makaronikessels lockt die neapolitanischen Feinschmecker am meisten. Auch wer kein Geld ausgeben will findet für sich gesorgt, ein alter zer-

lumpster Improvisator kündigt im Lorbeerschatten eine Probe seiner Dichtkunst an. Der Alte hält auch auf Ruhm: sein Stolz ist der volle, horchende Kreis. Seine Phantasie ergeht sich am liebsten in der Beschreibung eines herrlichen Gastmahls. Er malt die einzelnen Gänge mit solcher Genauigkeit, daß man Trüffel zu riechen vermeint. Auch des köstlichen Weins wird nicht geschont. Dabei ladet er beständig zum Essen, und versichert wieder, daß er selbst nicht mehr zuzulangen vermöge. Er wischt sich häufig den Mund, das genossene Fett droht überzulaufen. Aber um ihn stehen, kauern und liegen gerührte, hungrige Zuhörer, sie vergessen den Mund offen und lächeln über die Fülle der Speisen naiv und erstaunt wie ein junges Mädchen beim ersten Geständniß der Liebe. Emsig sucht der Lazzaroni in den Taschen und kaut zuletzt vergnügt am Ende eines gebratenen Maiskolbens. Daneben ist ein Marionettentheater aufgestellt. Die jüngsten Scherze des Volkes so wie die ältesten Geschichten

der Genesis erscheinen auf den lustigen Brettern. Wenn aber die abendliche Gebetglocke ertönt, da erheben sich die Zuschauer ohne Zaudern, und sagen den englischen Gruß. Die Vorstellung setzt aus, und selbst Gott Vater, der das erste Menschenpaar so eben aus dem Paradiese verwies, muß zur eigenen Ehre die Bühne verlassen. Nach der kurzen Unterbrechung wird der Fortgang des Schauspiels mit desto größerer Lust erwartet.

In den Alleen treiben sich Gaukler und Taschenspieler umher, Lieder werden vorgetragen, und wo die Mandoline klingt sammelt sich eine Schaar von Tanzlustigen. Sie stellen sich zum Monfrino an, aber ihre Lust am Tanzen ist so unschuldig, daß die Geschlechter meistens gesondert tanzen, und eine greise Mutter nicht selten die Partnerin ihrer blühenden Tochter ist.

Dies harmlose Volkstreiben stimmt heiter und wehmüthig; man weiß nicht, soll man diese Massen bedauern oder beneiden!

Eschabuschnigg.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Prag.

(Fortsetzung.)

Unser unermüdlcher Joh. Gottf. Sommer fährt nicht allein rüstig fort, im Gebiete der geographischen Literatur zu wirken, sondern auch sein „neuestes wort- und sach-klärendes Verdeutschungs-Wörterbuch“ hat (in der Salveschen Buchhandlung) eben die fünfte Ausgabe erlebt. Von seinem „Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde“ ist des zweiten Bandes dritte Abtheilung (welche das „Kaiserthum Oesterreich“ enthält, und auch einzeln verkauft wird) von dem großen Werke: „Das Königreich Böhmen,“ statistisch-topographisch dargestellt, der 7. Band (Klattauer Kreis) erschienen, die ersten 6 Bände enthalten den Leitmeritzer, Bunzlauer, Bidschower, Königgräzer, Grundiner und Pilsner Kreis.

Von der pädagogischen Zeitschrift: „Der neue vaterländische Kinderfreund, ein zeitgemäßes Bildungsmagazin für die Jugend und ihre Freunde,“ deren wir schon früher Erwähnung thaten, ist das erste Bändchen mit 2 Kupfern (bei Wenzel Kost) erschienen, und entspricht den Erwartungen, welche die ersten Anzeigen erregten. Nach den Worten des Grufes in 9 gemüthlichen vierzeiligen Strophen, verständigt sich der Kinderfreund mit seinen Lesern und Leserinnen, welchen er den Plan vorlegt, der sich auf Geistes- und Geschmacksbildung basirt. Dieses erste Bändchen liefert aus der Geschichte: „Die Krone von Jerusalem,“ aus der Naturwissenschaft: „Der kleine Astrom zum Selbsterlernung der Himmelskunde,“ für die Jugend, Länder- und Völkerkunde nebst der Vaterlandskunde noch: Humbold's Leben und Reisen. Die Lesefrüchte sind noch zum großen Theile der Belehrung gewidmet, und als Anhang erscheint eine Kinder-Chronika, oder der märchenhafte Lebenslauf des kleinen Ritters Papageno, in Bildern und Reimen.

Noch ein Jugendschriftsteller des österreichischen Kaiserreiches hat sein Streben der Schreibkunst zugewandt,

nämlich der praktische Erzieher Johann Hermann, der vor Kurzem in einem geistreichen und mit vielem Aufwande pädagogischer Belesenheit geschriebenen Werkchen: „Der Schreiblehrer ohne Linien und Vorschriften,“ eine ganz neue Ansicht dieses Zweiges der Erziehung entfaltet. Eine leichte und gewandte Hand ist es, worauf er hinarbeitet. Die von ihm vorgeschlagene Vorbereitung zum Schreiben ist keine andere, als daß das Kind zuerst die Schriftzüge aus der Zeichnung an einer Tafel kennen und lesen lerne, wobei er das Lesen des Gedruckten voraus setzt. Ist dieses Ziel erreicht, so giebt er jedem Kinde eine Steintafel mit Stift, und läßt sie nach dem Grundsatz der Zusammenfassung und Modifizierung des Einfachen zuerst das große Alphabet der deutschen Currentschrift nachbilden, indem er nach einer fortgesetzten Übung in verschlungenen Kreis- und Silbini von dem großen S beginnt, dann zu B und W ic. übergeht. Hermann meint, daß geschwungene Züge eines größeren Umfanges dem Kinde leichter nachzubilden sind, als kurze, gerade, bald spitzwinklig, bald durch Schlingen und Krümmungen verbundene Striche; und daß ein misslungener großer Buchstabe nicht so unkenntlich und für das Kind entmuthigend sey, als ein verfehlter, kleiner Buchstabe. Hierauf erst geht er zur Einübung des kleinen Alphabets über und sieht streng darauf, daß die ober- und unterhalb verlängerten Buchstaben zu kleinstmöglichen Distanzen gezogen werden, damit das Schreiben so schnell als möglich vorwärts gehe, und die Buchstaben doch deutlich und gefällig ausfallen. (Wenn man die Hermannische Schreiblehre mit der neulich erwähnten des Dr. Hillardt vergleicht, und die Anwendungsart der einen wie der andern bedenkt, so scheinen beide Methoden, vorzüglich jene des Dr. Hillardt nur bei einem beschränkten Kreise von Schreischülern anwendbar. Sind der Schreischüler etwa zwei oder drei, so scheint uns die Hillardt'sche Methode wegen des sich aufdringenden Vortheils der Zeitersparniß unbedingt die vorzüglichere; sind ihrer aber mehrere, dann kann Hermann's Methode als eine Vorübung zum Schreiben mit der Feder von großem Nutzen seyn, besonders wenn keine Gefahr im Verzuge ist.)

(Fortsetzung folgt.)